

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 212 (1939)

Artikel: Flandrina Moor
Autor: Truog-Saluz, Tina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657744>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Flandrina Moor.

Von Tina Truog-Saluz.

Wer hätte heutzutage noch den Mut, sein Töchterchen Flandrina zu taufen. Es liegt in diesem Namen etwas so Sorgloses, fast Leichtfertiges. Und doch ist er sicherlich ernsthaften Ursprungs, ist wohl von Holland her in unser Land gekommen. Er mag einen Offizier, ehemals in holländischen Diensten, an Flandern erinnern haben, weckte in ihm vielleicht alte Erinnerungen an eine einst dort geliebte Frau.

Zur Zeit, da die kleine Flandrina Moor an der untern Gasse wie ein Wirbelwind aus dem Hofraum hervorschoß, sei es, um ein anderes Menschenkind zu erschrecken, sei es, um unbemerkt um die Ecke des Hauses zu kommen und sich zu den Spielgefährtinnen zu schlagen, lebte man im Städtchen in behaglicher Ruhe. Auch draußen in der Welt spielten sich gerade keine großen Ereignisse ab, es war eine Zeit, da sich die Völker ihren inneren Wohlfahrtseinrichtungen widmen und sich emporarbeiten konnten. Wer hätte sie nicht gekannt, die kleine Flandrina, die von ihrer guten Tante erzogen wurde, einem etwas wunderlichen Fräulein, das in dem weiten, alten Giebelhaus wohnte. Daneben lag ein Hofraum, er wurde hinten der ganzen Breite nach durch einen Misthaufen ausgefüllt. Der vordere Teil aber, der Gasse zu, diente Flandrina als Spielplatz und den Anwohnern der zwei Häuser zum Teppichklopfen und derlei Berrichtungen mehr. Mit diesem Misthaufen und dem unvermeidlichen Güllenloch daneben fühlte sich das Kind von klein auf verbunden. In seinem Eifer hatte es einmal das offene Loch nicht beachtet, war vom Misthaufen heruntergesprungen und hineingefallen. Der Bäckergefelle von nebenan hatte es an den Kleidern herausgezogen. Flandrina hatte sich geschüttelt wie ein nasser Pudel, und da ihrer oben bei der Tante außer einem Bad wohl sicher ein Hausarrest wartete, war sie so schnell als möglich fortgerannt. Das war nun gar keine so leichte Sache. Die Schuhe waren zum Tropfen naß und hinderten sie am Laufen. So zog sie diese denn im nächsten Hausgang aus, ließ die Gülle auslaufen und schlüpfte wieder hinein. Dann rannte sie auf dem kürzesten Weg hinauf

an die Halde, legte sich dort an der heißen Sonne mitten in die blühenden Erikasträucher und ließ sich trocknen.

Durch dieses Erlebnis war Flandrina eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden. Es gab Gassenbuben, die sie fast noch darum beneideten, denn sie galt seither als waghalsig und tapfer. Was kann der Mensch zudem auf Erden Arges erleben, ohne daß es ihm von jemandem der Mitwelt noch mißgönnt würde? Wenn die Buben die Kleine späterhin auf der Gasse stellten und sie fragten: „Es ist wohl angenehm in einem Güllenloch, riecht es gut?“, so antwortete sie schnell: „Spring hinein, dann merkst du es selber.“

Als Flandrina siebzehn Jahre alt wurde, entbrannte um die Existenz des Misthaufens und also auch des Güllenloches ein heißer Kampf, der für das fündere Geschick des jungen Mädchens entscheidend wurde. Schon öfter war im Räte die Anregung gefallen, zur Verschönerung des Stadtbildes und besonders auch aus gesundheitlichen Gründen mit diesen rückständigen Zuständen abzufahren und das Anlegen von Misthaufen nur mehr außerhalb der Stadtmauern zu gestatten. Nun war diese Anregung zum Beschluß erhoben worden, und schon war man der Verordnung da und dort nachgekommen. Die Säumigen wurden daran erinnert. Das alte Fräulein an der untern Gasse dachte aber nicht im geringsten daran, dem Befehl nachzuleben. Der Misthaufen störte sie nicht, besonders da ihre Wohnräume nach der anderen Straßenseite lagen, zudem war ihr jede Neuerung unangenehm. Wenn etwa ein Anstößer sie auf den Beschluß aufmerksam machte oder fragte, auf wann sie die Säuberung des Hofes beschloßen habe, so tat sie, als sei ihr diese Verordnung das Allerneueste und als glaubte sie überhaupt nicht daran. Sie sagte auch nicht, daß droben auf ihrem Schreibtisch schon verschiedene unbeantwortete Briefe des Stadtbaumeisters lagen, die immer nachdrücklicher die Räumung des Hofes verlangten.

Flandrina war also siebzehn Jahre alt geworden. Auf ihrem Geburtstagstisch in der guten Stube stand ein Kuchen, mit siebzehn Kerzen geschmückt, und die Tante versicherte, daß dies nun das letzte Mal sei, daß man überhaupt noch Kerzen aufstelle. Mehr als siebzehn bringe man rings-

herum nicht unter, und in den Ruchen hinein Kerzen zu stecken, sei zu schade. Daneben lag ein Poesiealbum mit Goldschnitt. Die Tante hatte bereits einen Vers hineingeschrieben und ein paar gepresste Blumen und Blätter hineingefleht. Während Glandrina auch die übrigen Geschenke betrachtete, hielt die Tante von ihrem Lehnstuhl am Fenster aus eine kleine Rede, worin sie das junge Mädchen darauf aufmerksam machte, daß die Kinderschuhe nun abzustreifen seien und daß in Zukunft ernstere Töne angeschlagen würden: „Du bist nun erwachsen, es könnte ja sein, daß schon bald ein Mann ein Aug auf dich werfe. Bedenke doch!“

Das alte Fräulein hielt einen Augenblick inne, um über die Brillengläser hinüber zu erforschen, was für einen Eindruck dieser wohldurchdachte Satz auf Glandrina mache.

Diese sagte leichtfertig: „Was wäre da Schlimmes daran, dann werfe ich eben eines zurück.“

„Entsetzlich“, rief die Tante. „Du bist unverbesserlich, und dabei habe ich mich alle die Jahre hindurch abgemüht, dich gut zu erziehen. Es ist eben doch wahr, daß heutzutage ein leichter Ton Platz gegriffen hat, das gute Alte gilt nicht mehr.“

„Nein,“ lachte Glandrina, „sogar die Misthaufen verachtet man, und doch wäre ich um ein fröhliches Jugenderlebnis ärmer, wenn ich nicht seinerzeit ins Güllenloch gefallen wäre.“

Die Tante seufzte. Sie öffnete die Vildbänder ihrer Haube, als müsse sie sich Erleichterung schaffen. „Du sprichst ganz unglaublich unvernünftig für dein Alter.“

In diesem Augenblick wurde drunten im Hof die Hausglocke von kräftiger Hand gezogen, so daß



Das Lehrgerüst der neuen Eisenbahnbrücke in Bern.

Phot. Hans Steiner, Bern.

ihr Gebimmel Glandrina einer Antwort entthob. Die beiden Frauen gingen hinunter, um zu sehen, was los sei. Drunten auf dem Plätzchen stand der Stadtbaumeister, ein junger Mann, der sein Amt noch nicht lange innehatte und es mit viel Eifer versah. Verwundert schaute er auf das ungleiche Paar, das jetzt zur Haustüre heraustrat. Dieses alte, wackelige Frauenzimmerchen war also die, welche all seinen Bemühungen um Entfernung des Düngerhaufens stummen Widerstand entgegengesetzte. Wie dachte wohl die Junge darüber?

Er begrüßte die beiden Damen höflicher, als er beabsichtigt hatte. Seine gute Erziehung und

ein gewisses Etwas im Wesen der Damen ließen es nicht anders zu. „Ich muß leider wiederum feststellen, daß den Verordnungen wegen des Düngerhaufens nicht entsprochen wurde. Auch auf unsere schriftlichen Erlasse ist keine Antwort erfolgt. Sollte das so weitergehen, so wären wir gezwungen, den Düngerhaufen entfernen zu lassen und für unsere Kosten Rechnung zu stellen.“ Da das Fräulein hartnäckig schwieg, fuhr er fort: „Es scheint unbegreiflich, daß man die Notwendigkeit der Verordnung nicht einsieht, ist doch gerade hier, wie man mir sagt, vor Jahren ein Kind ins Güllenloch gefallen und beinahe ertrunken.“

Die Tante sah vorwurfsvoll auf Flandrina, als wollte sie sagen: „Nun haben wir die Versicherung, dieses Ereignis ist die schwache Seite unserer Sache.“

Flandrina aber lachte jenes unbesorgte, fröhliche Lachen, das noch den Kindern eigen ist. Einen Augenblick wollte sich der Herr Stadtbaumeister in seiner jungen Würde gekränkt erscheinen, aber schon nahm ihn das Bild des Mädchens gefangen. Flandrina war auf den Rand des Mauersockels gestiegen, der um den Düngerhaufen herumlief. Zuhinterst blieb sie stehen. „Hier herum bin ich damals gegangen, auf diesem Rändchen habe ich zu laufen versucht, ich wollte hier herunterspringen.“ Und sie hob das eine Bein, als gelte es auch jetzt, zum Sprung auszuholen.

„Um Gotteswillen“, rief die Tante, und der Herr Stadtbaumeister sprang mit seinen hohen Rohrstiefeln auf den Düngerhaufen, um Flandrina aufzufangen. Diese hatte gar nicht beabsichtigt, herunterspringen, nur einen kleinen Schrecken hatte sie den beiden andern einjagen wollen. Als sie aber die zwei da unten stehen sah, überzeugt, daß es ihr Ernst sei, und den Stadtbaumeister gar bereit, sie in Empfang zu nehmen, da tat sie in jugendlichem Übermut den Sprung. Er fing sie in seinen Armen auf und trug sie hinunter, ohne daß ihre Füße den Düngerhaufen berührt hatten. Neben der Tante stellte er sie zu Boden. „Diesen Sprung macht Euch nicht bald einer nach“, sagte er. Er sah wohl, daß das alte Fräulein, blaß wie ein Leintuch, dem Umsinken nahe war, aber seltsamerweise gelüstete es

ihn nun nicht, auch noch die alte Dame in seine Arme zu nehmen.

Flandrina fühlte nun doch etwas wie Gewissensbisse und Mitleid. Sie legte ihre Arme um die kleine Gestalt. „Bist du erschrocken, Tantchen? Aber ich bin ja heil und gesund, und der Herr Stadtbaumeister hat zum Glück auch nicht Schaden genommen.“

Die Gestalt der alten Dame straffte sich. Sie faßte einen Entschluß. „Ich werde den Düngerhaufen entfernen lassen“, sprach sie. „Mehr kann man von mir nicht verlangen, und nun komm, Flandrina.“

Der Herr Stadtbaumeister begleitete die beiden Damen noch bis unter die Haustüre und machte dort seine Verbeugung. Vielleicht wechselte er mit Flandrina noch einen schelmischen Blick. Die Tante sah nichts Derartiges, Flandrina ließ sie höflich vorangehen.

Und nun ging alles, wie es gehen mußte. Die Tante ordnete die Räumung des Hofes an. Der Stadtbaumeister fühlte sich in seinem Pflichten gezwungen, alle paar Tage nachzusehen, ob das Versprechen eingehalten werde. Flandrina spürte etwas wie Mitleid mit ihrem alten Freund, dem Düngerhaufen. Sie ging deshalb oft hinunter, um sein allmähliches Abnehmen mitzuerleben. Als der Hof gesäubert war und die Hausmauer verputzt, fiel für den Herr Stadtbaumeister jeglicher Grund dahin, nach der untern Gasse zu kommen. Er gestattete sich deshalb eines Sonntags gegen Abend, den beiden Damen seine Aufwartung zu machen. In aller Höflichkeit und Form hielt er bei der Tante um Flandrina an. Das Fräulein hatte weder gegen ihn noch seine Herkunft etwas einzuwenden. Es paßte alles vortrefflich zusammen. Auch war sie im Innersten erleichtert, fast froh, nachdem sie unter viel Ängsten Flandrinas Kinderjahre behütet hatte, das weitere nun jemand anders überlassen zu können. Sie holte ihrer Gewohnheit nach zu einer längeren, wohlgelesenen Rede aus. „Wenn ich einmal nicht mehr bin“, sagte sie, „so wird mein Eigentum, auch Haus und Hof, auf Flandrina übergehen, so wie ich es von meinen Eltern übernommen habe.“

„Du vergiffest den Düngerhaufen, Tante“, sprach Flandrina.

Da gab die Gute es auf, weiterzusprechen. Mochte der Herr Stadtbaumeister schauen, wie er mit seiner Braut fertig würde.

Wenn Glandrina späterhin mit ihrem Manne zu der Tante auf Besuch kam, so sagte sie wohl etwa beim Durchschreiten des Hofes: „Gemütlich war es aber doch, als noch der Düngerhaufen dalag. Es war eine schöne Zeit.“

„Ja, das war es“, antwortete er aus Überzeugung.

Als aber nach Jahren, nach dem Tode des Fräuleins, Herr und Frau Stadtbaumeister das Haus an der unteren Gasse selbst bewohnten, dachte Glandrina anders darüber. Sie war froh, daß die Gefahr des Güllenloches für ihre Kinder nicht mehr bestand, und hütete sich auch, von ihren Kindheitserlebnissen allzuviel zu verraten. Sie schätzte es, daß ihre Kinder nicht nur von ihrem Übermut, sondern auch vom Ordnungssinn und Pflichteser des Herrn Stadtbaumeisters etwas abbekommen hatten.

Tiefseeforschung.

Unbekannte Helden im Gummitauchanzug haben ihre äußersten Tauchtiefen von 90 und 100 Meter oft mit geplatzten Blutgefäßen, Druckluft- und Stickstoffkrankungen, manchmal sogar mit dem Leben bezahlt. Nach der Erfindung des Ganzmetallanzugs, dessen zolldicke Stahlwandung unabhängig vom Beobachtungsmann den ungeheuren Wasserdruck auffängt, konnte ein Panzertaucher im Balchensee eine Tiefe von 160 Metern erreichen.

Bei den Bergungsarbeiten am Wrack der „Egypt“ hörte man zum erstenmal von einer stählernen Beobachtungskammer, die von den Italienern zur Beaufsichtigung der Unterwasserarbeiten erbaut worden war. An einem riesigen Spezialkran hängend konnte sie mit Expreßlift-Geschwindigkeit die 130 Meter tiefe Reise zum Meeresgrund und wieder hinauf machen, während noch ein paar Jahre zuvor ein Gummitaucher allein zum Austauchen aus 60 Meter Tiefe viereinhalb Stunden gebraucht hatte!

Wenig später, im Jahr 1932, erregten die ersten Versuche des Amerikaners Otis Barton

mit der von ihm selbst konstruierten Taucherkugel Aufsehen. Doch als William Beebe, sein Mitarbeiter, erklärte, auf 800 Meter Tiefe hinuntergehen zu wollen, zuckte manch alter Fachmann die Achseln; schon dem Konstrukteur des Tritonia-dreß hatte die Lösung der Glasfensterfrage Schwierigkeiten gemacht, dabei brauchten die Sehöffnungen des Ganzmetallanzugs nur einen Höchstdruck von 30 Atmosphären auszuhalten, während es hier um über 80 ging!

Otis Barton entschied sich für rund 40 Zentimeter starkes Quarzglas und — redete erst dann wieder, als er mit William Beebe zusammen über drei Stunden in 430 Meter Tiefe getaucht war, um Aufzeichnungen für das naturhistorische Museum von New York zu machen.

In 430 Meter Tiefe dringt noch ein schwacher Abglanz des Tageslichts — graublau schimmert das Wasser und erinnert daran, daß 430 Meter im Vergleich zu der tatsächlichen Tiefe so gut wie nichts sind. Barton baute eine neue „Bathysphere“ — eine zwei Tonnen schwere Stahlhohlkugel von einem Innendurchmesser von 1,20 Meter und einem Außendurchmesser von 2 Meter; mit einer Stahlwandung also von 40 Zentimeter Stärke, die den ungeheuren Außendruck von 80 bis 100 Atmosphären wohl aushalten konnte. Rechnete er den Raum, den die Starkstromscheinwerfer, Kamera, Sauerstoffgerät und Hilfsinstrumente beanspruchten, ab, so blieb ihm und Beebe gerade noch soviel Platz, um eng zusammengekrümmt in Hockstellung nebeneinanderzukaauern.

Drei Stunden hielten sie aus, während deren sie bis auf 765 Meter hinunterkamen, und zweidreiviertel Stunden zwei Tage später, als die Kugel bis auf die noch nie erreichte Tiefe von 910 Meter hinunter sank.

Bis zu 570 Meter noch Spuren des Tageslichts, telephonierten sie nach oben, und suchten dann mit Starkstromscheinwerfern die nachtschwarze Tinte des Meers zu durchleuchten, zeichneten, notierten, telephonierten an die Oberfläche, was in dem kaum zwei Meter reichenden Lichtkegel der Scheinwerfer zu erkennen war — Fische von über zwei Meter Länge, die in dieser Tiefe nie vermutet wurden, leuchtende Fabelwesen, die von anderen Kleintieren überfät pfeil-